



SÜDWESTRUNDFUNK

SWR2 Essay

Fassung vom:

17.07.2018

Autorin: Sibylle Tamin
Redakteur: Michael Lissek
Assistentin: Sabine Bauknecht
Regisseur: Michael Lissek

Grenzüberschreitung.

Was treibt zu Mord und Totschlag?

Studiobelegung: 10.-12.09.2018, BAD, Regie 7, 9.00-16.45 Uhr

Sendung am: Montag, 8. Oktober 2018

Besetzung: Sprecherin

Kostenstelle: 422295
Produktionsnummer: 1002003

Diese Kopie wird nur zur rein persönlichen Information überlassen. Jede Form der Vervielfältigung oder Verwertung bedarf der ausdrücklichen vorherigen Genehmigung des Urhebers.
© **by the author**

GRENZÜBERSCHREITUNG

Was treibt zu Mord und Totschlag?

von Sibylle Tamin

1.

Wir saßen am Strand und schauten hinaus aufs Meer, das träge über die Kiesel strich in diesem seit Stunden gleichen Rhythmus trrrrr-sssst, trrrr-sssst, gleichmütig und sanft, und es war , als schlicke dieses Hin und Her alle Ungeduld und Hast von uns ab, ließe uns friedlich und sanft werden.

Da schien in der tiefhängenden Sonne unvermittelt ein Messer aufzublitzen und die Freundin sagte:

"Ich habe oft und oft den Gedanken gehabt, meiner Mutter das Messer zwischen die Rippen zu stoßen". Sie war eine sanfte, kluge Person. Wir kannten uns seit Kindertagen. Und anders als Camus' Meursault, der, umarmt von der "zärtlichen Gleichgültigkeit der Welt", durch ein in der Sonne aufblitzendes Messer zum gleichgültigen Mörder wird, schien bei der Freundin ein schier archaischer Furor auszubrechen, der sie rufend aufspringen ließ.

"Dieser Frau das Messer zwischen die Rippen zu stoßen, war vielmals mein heftiges Verlangen."

Ihre Mutter war seit Jahren tot und war mir als liebevoll und großzügig in Erinnerung.

"Jeder", rief die Freundin aus, während sie zunehmend erregt am Strand auf und ab ging,

"Jeder kann unter bestimmten Umständen zum Mörder werden. Jeder."

Jeder?

„Jeder.“

Ich starrte hinaus in die Dämmerung und beschloss, dieser Behauptung nachzugehen.

2

In den Ulmer Gerichtssaal werden zwei Männer geführt. Mit Handfesseln an je einen Beamten gekettet, gehen sie mit kleinen Schritten bis die Fußfessel spannt zu ihren Plätzen, blicklos, als sei die Welt um sie versunken. Tobias S., ein gutaussehender Neunzehnjähriger kurz vor dem Abitur, Schulsprecher und Schwimmtrainer, Jan R., Abiturient, zwanzig, ein Milchbubi und liebenswerter Mensch, wie sein Anwalt sagt. Beide kamen aus wohlhabenden, intakten Familien einer Kleinstadt.

Die Anklageschrift der Oberstaatsanwältin lautet auf gemeinsam und heimtückisch begangenen vierfachen Mord. Tobias S. habe sich als unterdrückt empfunden und sich in seiner Familie nicht mehr wohl gefühlt, heißt es. Er habe zunächst sein Elternhaus verlassen wollen, doch das Vorhaben aufgegeben, weil er die materielle Sicherheit zuhause geschätzt habe. Als er mit achtzehn gemeinsam mit seinen Schwestern die Vollmacht über ein Schweizer Konto mit dreihunderttausend Euro erhielt, sei in ihm der Gedanke gereift, Eltern und Schwestern zu töten, um allein über das Vermögen verfügen zu können.

Mehrere Mordszenarien hätten die beiden Freunde alternativ entworfen: Erschießen der vier Familienmitglieder während einer Wanderung, Vergasen mit anschließender Säurebeseitigung der Leichen, Tod durch Verbrennen.

Die beiden Schwestern wurden als erste getötet.

Sie lagen auf ihren Betten vor laufendem Fernseher. Verstreute Schminkutensilien, offene Handtaschen, Tüten mit Chips und Erdnüssen. Am nächsten Morgen wollten sie zu einer kleinen Reise aufbrechen.

Die Zweiundzwanzigjährige wird mit acht Schüssen, die Vierundzwanzigjährige mit zehn getötet. Beiden wird mehrfach ins Gesicht geschossen.

Man müsse sich das szenisch klarmachen, wird der forensische Gutachter sagen, was das für den Täter bedeute, wenn er sähe, wie das Gesicht seines Opfers explodiere.

Nach der Tötung der Schwestern suchen die Angeklagten die Eltern des Tobias S. auf, die mit Freunden in einem Lokal sitzen. Erfreut über den unerwarteten Besuch, werden die beiden gutgelaunten Jungs zu Getränken eingeladen und gemeinsam beschließt man, am nächsten Tag auf eine Wanderung zu gehen. Die jungen Männer verabschieden sich, gehen zurück ins Haus, in dem die Schwestern in ihrem Blut liegen und erwarten die Heimkehr der Eltern. Den Vater treffen sieben Schüsse, die Mutter fünf. Als Waffen und Tatkleidung in einem vorbereiteten Versteck verwahrt sind, legen sich beide Täter in Jan R.s Elternhaus schlafen. Im Laufe der Verhandlung wird offenbar, dass zunächst auch der Tod von Jans Eltern geplant war, schließlich aber als zu riskant verworfen wurde.

Er habe, sagte der psychiatrische Gutachter, nach dem Aktenstudium zunächst gedacht, es sei entweder die Tat von Wahnsinnigen, also im klassischen Sinne psychisch Kranken gewesen, oder in der Familie müssten entsetzliche Dinge geschehen sein. Aber nach vielen Stunden der Exploration sei bei ihm ein beträchtliches Maß an Fassungslosigkeit und Ratlosigkeit entstanden; denn weder sei von Wahnsinn hier etwas zu finden, noch von einem dramatischen Familienleben. Alles was Tobias S.

vorgebracht habe, seien Konflikte, die ein Großteil der Jugendlichen im Laufe der Adoleszenz mit ihren Eltern austrüge.

Was bringt behütete, geliebte, in geordneten Verhältnissen aufgewachsene Menschen dazu zu morden? Habgier? Dieses Mordmerkmal, mit dem das Gericht sein Urteil begründete, überzeugte keinen der Prozessbeobachter. Es sei das Strafrecht nun mal ein Korsett, in das menschliches Fehlverhalten geschnürt werden müsse, wurde gesagt. Um wegen Mordes zu verurteilen, habe die Kammer ein Mordmotiv gebraucht, einen niederen Beweggrund, und Habgier sei so ein Motiv. Die Tat aber erkläre das nur unzureichend. Es seien höchst subjektive Empfindungen, die zu einer Tat führten, und von außen nur zum Teil nachzuempfinden. Daher könne während eines Prozesses der Hintergrund des Handelns oft gar nicht aufgeklärt werden. Erst in drei, vier Jahren, wenn keine Notwendigkeit mehr bestehe, zu taktieren, um vor Gericht seine Haut zu retten, erst dann werde man vielleicht in die Köpfe der Täter schauen können.

Würde es möglich sein, die wahren Gründe einer Tat offenzulegen? Würden Täter bereit sein, sie zu offenbaren? War es ihnen überhaupt möglich, sie zu erkennen?

Eineinhalb Jahre lang habe ich mit lang einsitzenden und auf Bewährung entlassenen Mördern und Mörderinnen gesprochen. Von den zunächst zahlreichen Bereitwilligen blieben schließlich sechs Männer und sechs Frauen über die gesamte Zeit gesprächsbereit.

3

"Det is Herr Langfeld", hatte der Beamte gesagt und dem Mann eine Hand auf die Schulter gelegt, behütend, wie es ein Lehrer mitunter bei einem neuen Schüler tut. Langfeld, klein, schlank, war am massigen Beamten vorbei in die Besucherzelle getreten und hatte sich mit einem Nicken wortlos an den Tisch gesetzt. Kaum war die Tür geschlossen, hatte er schnell und atemlos zu sprechen begonnen.

„Wenn ich damals klug gewesen wäre, hätte ich den Ermittlern eine andere Geschichte erzählt. Und ein guter Anwalt hätte die Dinge juristisch plausibel gemacht. Fast aus jedem Mord lässt sich ein Totschlag machen. Wussten Sie das? Aber ich, wie ein Idiot, erzähle genau die Wahrheit. Und mit der Wahrheit hab ich mich reingeritten. Ich hab mich mit der Wahrheit unverdient ins Lebenslängliche gebracht.“

Er schaute durch die randlose Brille zu mir her, zeigte sein schmales Gesicht mit der langen Nase, die sich leicht nach vorn verdickte und diesem strengen Blick etwas Unernstes gab.

Langfeld hatte vor acht Jahren seine Frau umgebracht, sie anschließend in einen Koffer gesteckt und in der Nähe einer Autobahnraststätte vergraben.

Seine Lebensgeschichte ist die eines braven mittleren Beamten, der es immer allen recht machen wollte, seinen Eltern, seinen Lehrern, den Vorgesetzten, seiner Frau. Er hatte ein großes Bedürfnis nach Bestätigung und ein kleines Selbstbewusstsein. Fehlte die Anerkennung seiner Bemühung, versank er in Selbstmitleid und verstand die Welt nicht mehr. Er tat doch, was er konnte.

Die Frau, die er heiratete, hatte er auf dem Tennisplatz kennengelernt. Eine hübsche blonde Frau, die als Friseurin arbeitete und dabei war, eine Kosmetik-Ausbildung abzuschließen. Sie wollte nicht länger nur Friseurin sein. Kosmetik verströmte immerhin einen Hauch von Luxus, und dieser Hauch war ihr wichtig.

Sie bauten ein Haus, bekamen einen Sohn, machten Sport und kleine Reisen und lebten in sogenannten geordneten Verhältnissen. Im Souterrain des Hauses wurde ein Kosmetiksalon eingerichtet, und alles begann sich gut zu entwickeln. Das Kind, der Garten, die Beziehung. Die Jahre des Aufbaus, sagte Langfeld, seien eine gute Zeit gewesen.

Langfeld war als Einzelkind in einem kleinbürgerlichen Haushalt aufgewachsen, gut versorgt und in seinem Fortkommen stets unterstützt. Der Sohn sollte es besser haben, und so ermöglichten die Rücklagen der Eltern dem Finanzbeamten im mittleren Dienst nicht nur den Besitz eines Hauses, sondern auch den eines Cabriolets und eines Kleinwagens, ermöglichten Fernreisen und den Besuch feiner Restaurants. Seine Frau gewöhnte sich an das angenehme Leben, und wenn ihre Kosmetikkundinnen von Wellness-Wochenenden erzählten, fand sie, dass auch ihr solcherlei Entspannung zustände. Irgendwann war das elterliche Kapital aufgebraucht. Doch eine Veränderung des Lebensstils erschien beiden ausgeschlossen. Das hätte das Ansehen eines gut situierten Paares gemindert.

Er sei ein Pfennigfuchser, rief die Frau, wenn ihr Mann die Kontoüberziehung beklagte. So begann Langfeld nach Arbeitsschluss als Pizzabote zu arbeiten, um die Finanzlöcher zu stopfen, wie er sagte. Doch Geld blieb ein tägliches Thema, und nach Aussagen der Nachbarn war der Streit häufig bis in die Nebenhäuser zu hören.

Das Pflaumenmus war nur einer von vielen Schuldigen, aber ein markanter. Es steht für die Nichtigkeit des Anlasses, ja stünde geradezu für dessen Lächerlichkeit, zeigten sich dahinter nicht die Verletzungen mit den nicht verheilenden Wunden. Der Mann verdirbt die Soße zum Sonntagsbraten mit zu viel Zucker, die Frau sieht darin nicht nur den Bratengeschmack, sondern gleich ihr ganzes Leben verdorben. Der zwölfjährige Sohn will der Mutter zu Hilfe kommen 'reg dich doch nicht so auf, Mama'. Aber diese Aufregung über ein nicht recht gelingendes Leben ist nicht zu besänftigen. So leicht jedenfalls nicht.

Der Schuldige ist jeweils der andere.

Er habe immer Glück im Leben gehabt, sagte Langfeld, und vielleicht sei sein Glück an dem Tag einfach aufgebraucht gewesen. An dem Morgen jedenfalls sei er vom Glück ganz und gar verlassen worden. Er habe die Kontrolle über sich verloren und die Erfahrung machen müssen, dass er innerhalb von sechzig Sekunden sein restliches Leben ruiniert hatte.

Er hätte das Haus verlassen, zu einem Freund gehen sollen, bis die Wut verraucht sei. Doch hätte er diese Freiheit gehabt? Hätte er sich anders entscheiden können? Die forensischen Psychiater ringen um eine Antwort auf die Frage, was den einen zur Tat treibt und den andern davon abhält. Welche Rolle spielen dabei Zufall und Umstände?

Wenn er heute darüber nachdenke, sei das Ausschlaggebende dieser lächerliche Flyer gewesen, den er achtlos und unbeachtet in der Tasche hatte liegen lassen.

Den Abend vor der Tat hatte das Ehepaar im Restaurant verbracht bei gutem Essen und guten Getränken. Ein Gläschen Prosecco, ein Glas

Bordeaux, ein friedlicher Abend, den die Frau zuhause mit einem zweiten Glas Wein verlängerte, um ihre Schlafprobleme zu mindern. Ihr Mann war dabei ins Bett zu gehen und sie, auf dem weißen Sofa im großen Wohnzimmer, sah die Aktentasche des Ehemanns, öffnete sie und fand einen Bordell-Flyer. Mit einem Mal war klar, wer die Kontolöcher verursachte. Empörung, Geschrei, Auszug aus dem Schlafzimmer und am nächsten Morgen in der Küche, während sie Kaffee kocht, Langfelds Versuch der Klärung. Doch sie habe nichts hören wollen, habe begonnen, ihn als Sexschwein zu beschimpfen, als jemand, der das gemeinsame Geld im Puff verschwende. Er habe ja aber dorthin nur die Pizza geliefert und mit dem Rückgeld den Flyer bekommen. Sie habe kein Wort geglaubt, sei hoch ins Bad gerannt und habe die Tür geknallt.

Nun sei er, durch diese Unterstellung auf hundertachtzig gebracht, ihr nach die Treppe hoch gerannt. Denn tatsächlich sei für beide, für ihn und seine Frau, gekaufter Sex das Allerletzte gewesen. Ihm Hurensex zu unterstellen, habe bedeutet, ihn als Mann zu erniedrigen. So habe er in besinnungsloser Wut die Tür eingeschlagen mit einem Stein, den er seiner schreienden und ihn beschimpfenden Frau schliesslich auf den Kopf geschlagen habe.

Der Therapeut habe ihm ein Zitat vorgetragen. Sinngemäß hieß es da, vor der Tat begänne es tief unten zu leuchten.

Das Leuchten - tief unten, sagte Langfeld, habe begonnen, als das Bordell zur Sprache gekommen sei, und als seine Frau sagte: Ich werd es allen sagen. „Ich glaube, das war bei mir der Auslöser“, sagte er. „Ich stand am Pranger und keiner glaubte mir.“ Dieser Vorwurf, er hätte ein Bordell besucht, sei der Tropfen gewesen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Ich solle mir vorstellen, sagte er, er trage abends Pizza aus, um die Lebensweise seiner Frau irgendwie finanzieren zu können, und sie

unterstelle ihm Verschwendung. Es sei ein Dambruch gewesen. Er habe sich durch die Anschuldigung seiner Frau zutiefst verletzt gefühlt. Es sei eine weitere große Ungerechtigkeit gewesen, eine tiefe Kränkung.

4

Kränkung.

Einer der ältesten dokumentierten Morde geschah einer Kränkung wegen. Kain schlägt seinen Bruder Abel tot, weil Gott sein Opfer nicht annimmt. Gott selbst, so ließe sich denken, sei mit seiner unerklärlichen Ablehnung von Kains Opfer die Ursache der Tat. Wie sollte Kain 'angenehm' sein können, bei solcher Zurücksetzung.

Gottes kränkende Unterscheidung machte Kain zum Opfer, die aus der empfundenen Ungerechtigkeit ausbrechende Wut zum Täter.

Kränkung - bis heute einer der häufigste Auslöser von Straftaten. Kränkung sei, heisst es, eine nachhaltige Erschütterung des Selbst, eine Verletzung des Selbstwertes und immer wurzelnd in der Angst vor Liebesentzug. So schweige der Gekränkte, schlucke wortlos, was ihn kränkt. Und im Unterschied zu Wut, die sich sofort zeige, schwäre Kränkung oft wie ein eiternder Prozess, den man von außen nicht bemerke, und der erst mit der Zeit seine explosive Kraft entfalte. Dann könne eine bisher hingenommene Bemerkung eine plötzliche Überwältigung der Gefühle bewirken, die kein Innehalten, kein Ausweichen mehr zulasse.

1913 brachte der Schullehrer Ernst-August Wagner seine Frau und seine vier Kinder um, setzte mehrere Häuser in Brand, schoß auf die daraus Fliehenden, tötete elf Frauen und Kinder, zündete schließlich das

Ludwigsburger Schloss an, um selbst, im Bett der Großherzogin liegend, zu verbrennen. Dieses Vorhaben wurde vereitelt. So hatte Wagner in der Psychiatrie 35 Jahre lang Zeit, seine Gefühle und Motive der Welt mitzuteilen. Eine tiefe narzisstische Kränkung wird in den Aufzeichnungen sichtbar, eine langjährige Kränkung, für die schließlich Rache genommen wird. Dass die Kränkung nicht von außen verursacht, sondern wahnhaft entstanden war, macht für die Erklärung der Tat keinen Unterschied. Mit der monströsen, präzise geplanten Tat wollte der Täter nicht nur Vergeltung für die empfundene Kränkung, sondern gleichzeitig die Aufmerksamkeit der Welt. Die Tat ließ ihn ins Licht der Öffentlichkeit treten, heraus aus dem Schatten der kleinen mißachteten Existenz, hinein in das hohe Gefühl von Überlegenheit und Macht.

In dem Augenblick, da sich jemand eine Tat vorgenommen habe, sich sage, ich mache das jetzt, heute um 14 Uhr, werde er ruhig, ein Hochgefühl entstehe in ihm, denn er besäße Wissen, von dem die andern ausgeschlossen seien, sagen Psychiater. Er sei jetzt Protagonist, stelle etwas her, wovon die Welt reden werde, sei es Suizid oder Mord.

5

Noch Anfang des 20. Jahrhunderts herrschte in weiten Teilen der westlichen Welt eine Art "Kult der Gewalt", der sich in Männlichkeitsritualen und sogenannter 'geregelter Körperverletzung' äußerte. Zu männlicher Tugend gehörte die Lust am Kampf. "Jeder Mann, der richtig Freude an einer Schlacht empfinden kann, weiß wohl, dass er spürt, wenn der Wolf in seinem Innern erwacht," wird der 26. US-Präsident Theodore Roosevelt zitiert. Doch dem Spruch vom männlichen Wolfserwachen widersprach eine Untersuchung.

1947 erscheint das Buch eines amerikanischen Kriegsberichterstatters und Militärhistorikers, „Men against Fire“.

Die Untersuchungen Samuel L.A. Marshalls, der während des zweiten Weltkriegs auf vielen Kriegsschauplätzen Truppen-Befragungen durchführte, ergaben, dass nur 15 Prozent der Kampftruppen auf den Feind geschossen hatten. Insgesamt stützte Marshall seine Ergebnisse auf 400 Infanteriekompanien. Die Männer hatten die Hemmung, auf einen Menschen zu schießen, nicht überwinden können. Selbst in erfahrenen Einheiten, hätten kaum mehr als 25 Prozent wirklich auf den Gegner gezielt.

Die Militärs begannen ein Training zu entwickeln, mit dessen Hilfe die Hemmung abgebaut werden sollte.

Das Schusstraining auf tierische Pappfiguren ging über auf menschliche Umriss bis hin zu Schüssen auf dreidimensionale menschliche Figuren.

Ungesicherten Zahlen zufolge habe sich die Zuverlässigkeit der gezielten Schussabgabe durch das Training von 25 Prozent im zweiten Weltkrieg auf 95 Prozent im Vietnamkrieg gesteigert.

Das Enthemmungstraining der Militärs ist inzwischen zu einem Geschäftsmodell geworden.

Die amerikanische Firma Law Enforcement Targets wirbt mit dem Slogan 'no more hesitation' und bietet das Schießen auf lebensgroße Puppen an, die bluten, wenn man sie trifft. Angeblich auf Wunsch von Sicherheitsbehörden ist auch im Angebot ein Wegtrainieren von Hemmungen, auf Kinder, Schwangere und gebrechliche Menschen zu schießen. Ein Offizier berichtet in einem Video, er habe dazu Fotos seiner eigenen Kinder verwendet, um nicht in einer entsprechenden Gefahrensituation handlungsunfähig zu sein.

6

Im Frauenknast ist es still.

Ich sitze in einem mit Ledersesseln und kleinem Tisch möblierten Raum und schaue durchs vergitterte Fenster in einen Durchgang, der entlangführt an der meterhohen Mauer, über deren Stacheldrahtrollen ein Stück Himmelsgrau zu sehen ist. Der Beamte in seinem Kontrollhäuschen unterhält sich durch ein kleines Fenster mit einem Mann, der kurz zuvor von einem Anhänger Kartoffeln in Körbe geschaufelt hatte.

Drei Mörderinnen hatten sich zu Gesprächen bereit erklärt. Jede von ihnen hatte schon mehr als die Hälfte ihrer lebenslangen Strafzeit abgesessen und alle drei bezeichneten sich mir gegenüber als unschuldig.

Es seien vor allem Frauen, sagte die Gefängnispsychologin, die an ihrer Unschuldsbehauptung fest hielten. Sie nähmen Einschränkungen und Nichtgewähren von Hafterleichterungen auf sich, säßen die Strafe bis zum Ende ab, nur um die Zuneigung ihrer Angehörigen nicht zu verlieren. Von Ehemann, Kindern, Enkeln verlassen zu werden, erscheine manchen Frauen schlimmer, als die volle Strafzeit absitzen zu müssen.

Auch Scham spiele bei der Tatleugnung eine Rolle. Die Frauen könnten sich ihr Versagen nicht verzeihen, und es daher auch nicht offen eingestehen.

Frau Karamanos war hübsch und ihre kleine pralle Figur schien energiegeladen.

Sie war wegen Raubmords zu lebenslanger Strafe verurteilt.

„Wenn ich etwas in meinem Leben grundlegend anders machen könnte“, sagte sie, „dann würde ich an diesem Tag nicht aus dem Haus gehen. Ich würde es an diesem Tag vermeiden, überhaupt vor die Tür zu gehen.“

Sie verdrehte die Augen zur Decke, als erwarte sie von da oben ein Eingreifen, einen Zeitsprung zurück, um ihrem Leben eine andere Wendung geben zu können.

„Ich hätte dann an diesem Tag nicht an jener Tür geläutet, um die Quittung zu besorgen.

Ich wollte“, sagte sie und beugte sich her, „ich wollte an diesem Tag, wenn ich ehrlich sein soll, ich wollte an diesem Tag eine kleine Betrügerei begehen.

Also, diese Quittung hat eine Geschichte.“

Ihre Tochter hatte eine hohe Telefonrechnung erhalten, die sie nicht bezahlen konnte. Um Ärger in der Familie zu vermeiden, wollte die Mutter versuchen, die Summe aufzutreiben. Sie sprach bei einer Hilfsorganisation vor, um Geld für die angebliche Einrichtung eines Kinderzimmers zu erbitten. Dieses Geld, das sie bei Vorlage einer Quittung erhalten sollte, wollte sie für die Bezahlung der Telefonrechnung nutzen.

Ihr ehemaliger Arbeitgeber, ein Möbelhausbesitzer, war bereit, ihr die Quittung auszustellen. Die sollte sie bei ihm zuhause abholen.

Der Mann empfing sie, verschloß die Tür und zwang sie mit einem Messer am Hals zum Sex. „Zum perversen Sex“, sagte Frau Karamanos.

Sie habe um Hilfe geschrien und in Todesangst gedacht, nicht mehr lebend aus der Wohnung zu kommen, nie mehr ihre Familie sehen zu können. Da habe sie ungeahnte Kräfte entwickelt und dem sehr viel Stärkeren das Messer entwenden können und damit zugestochen. Mehrmals, „wie wahnsinnig“, sagte sie, ballte die Faust und schwang sie wild auf und ab.

Sie werfe sich vor, nach der Tat nicht fünf Minuten überlegt und die Polizei angerufen zu haben.

Denn wenn die Polizei sie dort gesehen hätte, sagte sie, wenn sie gesehen hätte, wie sie ausgesehen habe, blaugeschlagen und geschändet, dann hätten die Beamten die Notwehr geglaubt.

„Aber nach vier Jahren war nichts mehr zu sehen“. Vier Jahre lang habe sie geschwiegen aus Scham und Panik, ihre Familie zu verlieren. Ihre Familie, das liebste, was sie habe.

Eines Morgens war die Polizei gekommen.

Sie könne jetzt die Last ablegen, hätten die Beamten gesagt. Und da sei ihr eine Last von 150 Kilo vom Rücken genommen worden, die sie vier Jahre lang getragen habe.

Das sei eine große Erleichterung gewesen.

Sie beugte sich etwas über den Tisch und schaute mich an.

„Und ich sage Ihnen ganz offen: Ich bedaure nicht, dass dieser perverse Mensch tot ist, aber ich bedaure, dass *i c h* das gemacht habe.“

Noch vor ein paar Jahren habe sie sich gewünscht - ich könne ihr nun böse sein oder nicht, sie sage es trotzdem - sie habe sich gewünscht, dass sie dem Mann das Glied abschneide und ihm in den Mund stecke. Dann, so sagte sie, hätte sie die lebenslange Strafe ohne Murren angenommen. Aber die Polizei hätte dann gewußt, dass nicht alle Frauen perverse Dinge mit sich machen ließen.

Die Polizei hatte damals nicht nur einen Toten gefunden, sondern auch eine durchwühlte Wohnung. Da der wohlhabende Mann in der Sadomaso-Szene bekannt war, hatten sich die Ermittlungen zunächst auf diesen Kreis konzentriert.

Geld, sagte Frau Karamanos, habe sie nicht gesucht, sondern den Haustürschlüssel. Das Gericht war dem nicht gefolgt. Unvermittelt schrie sie auf.

„Was hab ich mit so einem perversen Schwein zu tun? Selbst wenn mir mein Mann verziehen hat, ich kann es mir nicht verzeihen. Ich hab dadurch meine ganze Familie unglücklich gemacht.“

Sie atmete tief ein und aus.

„Ich hab mich verlaufen. Verstehen Sie?“

Die situativen Faktoren, so der forensische Psychiater Hans-Ludwig Kröber in einem Spiegel-Interview, würden unterschätzt. Er und seine Kollegen suchten immer nach der Täterpersönlichkeit, glaubten, kriminelles Handeln läge im Innern eines Menschen begründet. Viele Taten aber seien ein punktuell Versagen eines normalen Menschen in einer Situation, die ihn moralisch überfordere, in der er sich aus Affekten heraus - Wut, Gekränktheit, romantischen Gefühlen - falsch entscheide. Die schlimme Tat gebe nicht wirklich Aufschluss darüber, dass die Täterpersönlichkeit anders wäre als die anderer Menschen. Und es stelle sich die Frage, ob es so etwas wie eine „Täterpersönlichkeit“ überhaupt gäbe..

7

Als ich Biber kennenlernte, saß er im dreißigsten Jahr ein. Die Anstalt aus der Kaiserzeit war während seiner Haftzeit modernisiert, und wenn man so will, in gewissem Rahmen komfortabel gemacht worden. Die Flure waren breit und hell, die Sprech- und Therapiezimmer mit großen Milchglasfenstern ausgestattet, so dass die Gitter dahinter verschwanden und eine kleine Illusion von Freiheit entstand.

Biber hatte die Frau, die er liebte, umgebracht. Erwürgt.

Die Leiche hatte er auf einem Schubkarren in den Wald gebracht und dort vergraben.

Biber hieß eigentlich Bieberger, aber sie nannten ihn Biber und nach dreißig Jahren war er für sich selbst nur noch Biber. Er lachte, als er sich vorstellte. „Lassen wir es dabei“, sagte er, „Biber ist doch nett. Ich mag Tiere.“

Biber war bei den Großeltern aufgewachsen, draußen, in der Mark. Dort betrieben die ehemaligen Besitzer eines großen Bauernhofes in Ostpreußen nach dem Krieg eine bescheidene Landwirtschaft. Biber liebte die Großeltern, und sie liebten ihn. Seine Mutter hatte ihn mit sechzehn bekommen und zu den Großeltern gegeben. Bibers Vater heiratete sie erst, als sie wieder schwanger wurde. Fragte man Biber nach seinen Kindheitserinnerungen, so war es als erstes die Oma, die er sah, wie sie in der dämmrigen Küche steht und Teig rührt und dazu singt. Sie habe eine schöne Stimme gehabt und die herrlichsten Kuchen backen können, sagte Biber.

Mit der Einschulung war er zu seinen Eltern zurückgebracht worden, zu den vier Geschwistern, die ihm fremd waren, zu einer distanzierten Mutter und einem gewalttätigen Vater. Als Oma und Opa starben, war er zwölf. Von nun an war ihm der Rückzug ins Geborgene verloren.

Geborgenheit und Liebe habe er aber zehn Jahre später wiedergefunden, bei Herta.

„Ich wollte geliebt und getröstet und in den Arm genommen werden“ sagte Biber. Das habe Herta alles gemacht und das sei schön gewesen. „Es ging mir gut mit ihr und ihr auch mit mir.“

Biber war in der DDR Lagerverwalter gewesen und hatte tägliche Transporte von 30, 40 Tonnen Konserven zu organisieren.

Wenn Zeit war, sei er auch mal mitgefahren zur Auslieferung an Gaststätten und Küchen.

Und bei einer dieser Lieferungen habe er Herta kennengelernt. Herta war Wirtin und besaß eine gutgehende große Gaststätte.

Es sei Liebe auf den ersten Blick gewesen.

Herta war siebzehn Jahre älter als er. Das sei ihm egal gewesen. Er sei glücklich mit ihr gewesen und sie stolz, einen jungen Liebhaber zu haben.

Ach, das Bemuttertwerden, das sei so schön gewesen, sagte Biber.

Doch Herta hätte auch von ihm profitiert, von seiner Jugend und seinen Beziehungen.

„Ich sollte Ware für sie ranschaffen, Ware ohne Ende für die Gaststätte.“

Sie habe unbedingt den Umsatz steigern und sich vergrößern wollen.

„Und ich war ihr Lieferant,“ sagte Biber

Eine Zeitlang sei alles gut gegangen, sehr gut sogar mit Herta und ihm.

Aber dann habe der Streit begonnen. Es ging um Geld.

Seine Kollegen und er hätten das Geld aus solchen Geschäften immer geteilt. Aber Herta habe nicht dafür bezahlen wollen. Sie habe gesagt: du kriegst ja alles von mir, du hast die Fickerei, du hast Klamotten, du kannst hier wohnen, wirst gepflegt, kriegst jeden Wunsch erfüllt, also kannst Du auch was beisteuern. Er sollte die fünftausend Mark aus seiner Tasche in die Gemeinschaftskasse einzahlen. Und da habe er sich eines Abends richtig einen angesoffen, um ihr die Meinung zu sagen.

Er habe schon seit langem regelmäßig getrunken, aber immer gewusst, wann es genug war. Anderntags habe er ja arbeiten müssen, und auf der Arbeit sei er immer nüchtern gewesen. Aber der ständige Alkohol habe seine Potenz beeinträchtigt. Und das habe Herta ihm vorgehalten. Und wenn das immer wieder so giftig vorgebracht werde,- du Schlappschwanz, du kriegst keinen mehr hoch, du Versager-, dann mache es eines Tages puff, und man explodiere.

Und da habe er sie gepackt und gewürgt, und da sei sie erstickt.

Zweidrittel der Tötungsdelikte in Mitteleuropa finden in der Partnerschaft statt, sagen die Statistiken. Man müsse nicht vor dem dunklen Wald Angst haben, sondern vor der hellen Wohnung. Frauen schluckten lange Ärger in sich hinein, ehe er ausbräche. Männer dagegen könnten Spannungen schlechter ertragen und strebten nach raschen Lösungen. Habgier, Eifersucht und Haß seien die häufigsten Tatmotive bei Täterinnen; Sex, Dominanzkämpfe, Kränkung und Wut die vorherrschenden bei Tätern.

Es sei ja nicht so gewesen, sagte Biber, daß er sie nicht mehr mochte, er habe sie ja geliebt. Aber sie habe schließlich alles in den Dreck gezogen.

Viel später habe man nachgewiesen, dass man sie hätte retten können. Der Kehlkopf war eingedrückt, und man hätte ihr den Finger in den Hals stecken müssen, dann wär sie nicht erstickt. Aber er habe gar nicht gemerkt, dass sie nicht mehr atmete. Er sei neben ihr einfach eingeschlafen.

„Erst am nächsten Morgen hab ich gesehen, dass sie tot war. Und als der Gerichtsmediziner erklärte, dass man Herta hätte retten können, wenn man ihr rechtzeitig geholfen hätte, da sei er zusammengebrochen.“

Er habe sich nach der Tat fast vier Wochen lang in einer Art selbsterrichteter Isolierzelle befunden, sagte Biber. Und der Mensch in dieser Zelle habe Herta nicht umgebracht. Die Tat sei für ihn nicht geschehen. So habe er zur Arbeit gehen können und niemandem sei etwas aufgefallen. Nachts aber habe er sie liegen sehen. Jede Nacht habe sie vor seinem Bett gelegen oder im Handwagen. Jede Nacht habe er diese furchbaren Bilder sehen müssen. Und nach einem Monat habe er seinen Koffer gepackt.

Mit einem Mal habe das Verdrängen nicht mehr funktioniert und eine lähmende Angst habe ihn erfasst.

Und weil man so viel Angst habe, dass sie kommen, gehe man schließlich selbst hin. So sei das, sagte Biber.

Die Tat vergesse man nicht. Ein Leben lang vergesse man nicht, was man getan habe. Man könne es nicht vergessen.

„Man weiß es und verdrängt es bloß. Doch es sei immer da, schwinde nicht. Man müsse damit leben. Man sehe einen Film und schon laufe der eigene Film ab. Dann sehe er sie da liegen, erstickt, mit Schaum vor dem Mund. Er versuche dann an was Schönes zu denken, an gute Erlebnisse. Wie er mit der Oma im Garten Beeren ernte oder oben auf dem Heuwagen sitze. Das helfe für den Moment ein bisschen. Aber es bleibe ein Horror, dem man nicht entkommen könne

8

Aggressive Impulse könnten, so Psychologen, von den meisten Menschen in Schach gehalten werden durch gute Erfahrungen in der Kindheit. Fest stehe, dass eine frühkindliche affektive Spiegelung die Grundlage für eine gute empathische Entwicklung bilde. Das Einfühlen in den andern werde

eingeeübt durch das Lächeln und begänne bereits mit dem Anlächeln des Neugeborenen.

Zwei meiner Gesprächspartner hatten, wie sie sagten, eine schlechte Kindheit mit gewalttätigen Vätern und schwachen oder gleichgültigen Müttern, wuchsen auf in einem Umfeld körperlicher Gewalt, ohne Wärme und emotionale Bindung.

Die meisten Menschen mit schlimmen Kindheitserfahrungen könnten aber, so Psychologen, ihre aggressiven Impulse unterdrücken, durch die Fähigkeit zu Selbstkontrolle, Mitgefühl und Akzeptanz moralischer Grundsätze. Versage eine der drei Fähigkeiten, steige allerdings das Risiko, Gewalt einzusetzen.

Auch nach Verbüßung ihrer Strafe haben die beiden Täter mit schlechter Kindheit die Tat als notwendig beschrieben. Dem andern mußte „eins aufs Maul“ gegeben werden, damit klar werde, wer hier im Recht und wer der Stärkere sei. Der Tod des Opfers wurde nicht beabsichtigt, aber in Kauf genommen.

Beide Männer hatten gelernt, Probleme mit Gewalt zu lösen. Und beide glaubten, sich gegen andere gewalttätig beweisen zu müssen.

Das Entsetzen über die Tat ist bei beiden ausgeblieben.

Eine große Untersuchung hat gezeigt, dass etwa die Hälfte der Befragten schon einmal dran dachte, jemanden umzubringen.

Doch aus solchen Gedanken und Absichten werde dann meist keine Realität, sagen die Psychiater. Die meisten Menschen würden trotz ihrer mörderischen Gedanken nicht zu Mördern. Weshalb aber der eine nicht zum Täter werde, wohl aber der andere, das sei ausgesprochen schwer zu erklären.

Das Böse lebe in der Tat. Man müsse kein böser Mensch sein, um böse Taten zu begehen. Es brauche Glück im Leben, wenn der Anteil des Bösen in uns nicht zum Ausbruch komme.

Wie dünn die Oberfläche ist, unter der unsere bösen Anteile sich befinden, versuchen wissenschaftliche Experimente immer mal wieder zu zeigen.

Der Psychologe Stanley Milgram hatte 1961 den Teilnehmern seiner Studie eine Handlungsvorgabe gemacht und betont, dass die erteilten Befehle auszuführen gut, notwendig und von positiver Auswirkung seien. Es war nur ein harmlos erscheinender Satz nötig, um die Probanden dazu zu bringen, ihre "Schüler" im Nebenraum bei falschen Antworten schwer und schmerzhaft zu bestrafen.

„Es ist unbedingt notwendig, dass Sie weitermachen“, dieser Satz aus dem Mund einer nicht hinterfragten Autorität, führte dazu, dass unbescholtene Menschen gänzlich Unbekannten Schmerz und Qual zufügten und bereit waren, deren Tod in Kauf zu nehmen.

Zehn Jahre später, 1971, zeigte der US-Psychologe Philip Zimbardo mit dem Stanford-Prison-Experiment, wie die Macht der Situation normale Menschen zu Grausamkeiten veranlassen kann, wie autoritärer Druck und situativer Stress eine Mehrheit der Menschen zu Gewalttätern machen können. „Evil is knowing better, but doing worse“, definierte Zimbardo das Böse.

Was Milgrams und Zimbardos Versuche gezeigt hatten, die spektakuläre Bereitschaft zur gehorsam ausgeübten Gewalt, bestätigte 2004 Susan Fiske, Sozialpsychologin in Princeton mit ihrer Auswertung von 25000 psychologischen Studien. Das Ergebnis: ganz normale Menschen können jederzeit zu Folterknechten werden, Voraussetzung dafür sei eine strenge Hierarchie und gewaltduldennde Vorgesetzte. Unter solchen Bedingungen

könnten sich angestaute Frustrationen und Rachegefühle ungehindert gewalttätig entladen.

9

Er kam direkt von der Arbeit, saß da im ausgebleichten Blaumann, schlaksig, das dünne Haar grau und strähnig, und aus den zu kurzen Ärmeln hingen die Hände an mageren Handgelenken. Er hatte die Berliner Schnauze, schlagfertig und blitzschnell, - „Wie weit wollen Sie jetzt zurück?“ - und ehe die Antwort gegeben war, hatte er sie bereits auf den Punkt gebracht.

„Ich hab’s schon begriffen, was Sie wollen, es geht um den Menschen und wie er umgegangen ist mit seiner Geschichte. Ich will hier jetzt aber keine psychologische Aufarbeitung. Ich hab relativ gut abgeschlossen mit dem Ganzen. Solche Kapitalverbrechen wie meines sind ja meist situationsbedingt. Selten sagt doch einer: ich plane jetzt einen Mord. In der Regel ist es doch tatsächlich so, dass die Tat aus einer Situation heraus begangen wird. Ob nun innerhalb einer Beziehung oder in der Geschäftswelt wie bei mir.“

Die wesentliche Frage bei dem Ganzen sei: Kann dir das wieder passieren. Das herauszufinden, sei das Wichtigste. Und um zu wissen, ob einem das wieder passieren könne, müsse man wissen, was genau passiert sei. Das sei die Frage. Das sei der Punkt. Das müsse geklärt werden.

Er habe sechs Jahre lang einmal die Woche mit dem Psychologen geredet und schließlich habe er verstanden, was mit ihm passiert sei und weshalb es passiert sei. Nun wisse er, dass es nie wieder passieren werde. Und diese Erkenntnis sei für ihn sehr beruhigend.

Göbel, Sohn eines hohen DDR-Funktionärs, hatte sich frühzeitig aufgelehnt gegen das Autoritäre von Vater und Regime und war

schließlich in den Westen geflüchtet. Dort hatte er sich als Geschäftsmann etabliert, aber durch Spekulationen seines Geschäftspartners bald alles verloren.

Er war nicht nur allein auf den Schulden sitzen geblieben, sondern auch den Bedrohungen durch den ehemaligen Teilhaber ausgesetzt. Er werde ihn zum Krüppel schlagen, hatte der gerufen, sollte Göbel weiterhin finanzielle Forderungen stellen. Aus einem Gefühl von Wehrlosigkeit und Angst heraus habe er begonnen, Racheszenarien zu entwerfen, und habe damit, wie er sagte, Öl ins Feuer seiner Wut gegossen. Diese Wut, sagte er, habe schließlich auch zu seiner Straftat geführt.

Göbel lernte den Geschäftsmann Kurt kennen und eine Männerfreundschaft entstand. Gemeinsam wollten sie ein Hotel eröffnen. Die Planung war fertig, aber die Ausführung stockte. Kurt hatte sich in eine Frau verliebt, deren Ehemann Peter sie misshandelte. Um sie zu rächen, sollte Freund Göbel dem Ehemann einen sogenannten Denkkzettel verpassen.

„Eines Tages kam Kurt und sagte: Du, der Peter feiert in der Waldkneipe Geburtstag. Da geht er hinterher durch den Wald nach Hause. Wär doch günstig. Da hab ich nicht den Mut gehabt zu sagen: Mensch Kurt, war doch bloß Spaß“.

Aber er habe seinen Freund nicht enttäuschen wollen und da seien sie ins Auto gestiegen und losgefahren.

Göbel hatte sich einen Knüppel besorgt, aus Angst, wie er sagte, es nicht zu schaffen, einen, den er noch nie im Leben gesehen hatte, zu verprügeln.

„Wir hatten uns ein Zeitlimit gesetzt, und wir waren gerade dabei wieder abzufahren. Da kam er.“

Das Gefühl, als er ihm plötzlich gegenüber stand, sei Angst gewesen. Angst, nicht richtig zu treffen, so dass nicht *er* dem Peter eine auf den Kopf haue, sondern der ihm. Es sei die Angst gewesen, das Ganze könne nach hinten los gehen .

Und da habe er zugeschlagen.

Er habe, sagte Göbel, keine Zeit gehabt nachzudenken, um sich womöglich anders zu verhalten. Er hätte ‚Guten Abend‘ sagen und einfach weiterlaufen können. Aber plötzlich sei in seinem Kopf nur noch der eine Gedanke gewesen: Ich muss dem eins überziehen.

Nach dem ersten Schlag sei der Peter ausgerutscht und habe auf dem Boden gelegen, dann sich aber seitlich abgestützt und sei wieder hochgekommen.

Und da habe er gedacht: jetzt bin ich dran, und habe nochmal zugeschlagen. Peter habe keinen Ton von sich gegeben. Kein einziges Wort sei gefallen.

Zwei-, dreimal habe er zugehauen, sei dann den Weg zum Auto zurückgerannt und rein gesprungen.

„Sie wollen wissen, welcher Film nach dem ersten Schlag abläuft? sagte Göbel. Das hätten auch die Psychologen im Knast versucht herauszufinden.

Nichts, überhaupt nichts lief da ab.

Die Gerichtsmedizinerin habe von mindestens dreizehn Schlägen gesprochen. Er wisse von dreien und dann müsse es bei ihm offenbar ganz ausgesetzt, und er bloß noch zugeschlagen haben. Wie oft, das wisse er nicht.

Aber das Wieviel sei auch nicht entscheidend.

Eigentlich sei die Frage nicht wie und warum er den Mann totgeschlagen habe, sondern warum er überhaupt losgegangen sei. Das sei die Frage. Warum habe er einen ihm unbekanntem Menschen totgeschlagen? Warum habe er die Probleme seines Freundes zu seiner Sache gemacht? Kurt und er seien gute Freunde gewesen und beide hätten gerade einen Neuanfang gemacht. Kurt hatte sich wie Göbel von seiner Frau getrennt, und gemeinsam wollten sie etwas Neues aufbauen.

„Wir gehörten zusammen, und da hilft man sich gegenseitig.“ sagte Göbel. Er habe sich in Kurt hineinversetzen können. Sein Problem mit Helga habe ihn Tag und Nacht beschäftigt, er habe von nichts anderem mehr reden können. Und so sei es ja auch ihm gegangen, damals, als der Geschäftspartner ihn bedroht hatte.

Göbels 13 Schläge im Wald habe Kurt vor Gericht erstaunlich richtig deuten können. Er glaube, habe Kurt gesagt, Göbel habe nicht den Peter erschlagen, sondern den andern Typen, der ihn über Monate bedroht habe. „Ich seh das heute so“, sagte Göbel: „Da geschah eine Entladung, die ich nicht mehr steuern konnte.“

Als er das begriffen habe, habe er sich eingestehen müssen, dass nur er und kein anderer Schuld habe. Er allein habe die Tat begangen. Er allein habe es getan. „Ich hab einen Menschen auf dem Gewissen“, sagte Göbel. Und damit könne man im Grund gar nicht klarkommen.

Es heiße, das Erschrecken, dass man sowas getan hat, sei wie ein unbekanntes Zimmer im eigenen Haus, das man eines Tages unverhofft betrete. So sagt man. Diese Erfahrung sei extrem belastend. Aber das sei sie nur, bis man verstanden habe, was passiert sei. Er habe es verstanden und lebt jetzt die zwanzig Jahre, die er vielleicht noch habe nach vorn. „Alles andere ist vorbei.“ Sagte Göbel.

10

In Polanskis 'Tanz der Vampire' bringt der alte, nur an seiner Wissenschaft interessierte Professor Abronsius unwissentlich das Böse in die Welt. Es erwacht hinter seinem Rücken in einer schönen und scheinbar sanften jungen Frau, während der Schlittenfahrt durch eine mondhelle Winterlandschaft.

Im Off der Sprecher :

'In jener Nacht wusste Professor Abronsius noch nicht, dass er das Böse, das er für immer zu vernichten hoffte, mit sich schleifte. Mit seiner Hilfe konnte es sich endlich über die ganze Welt ausbreiten'.

Das Böse als ein aus einer abgelegenen Gegend die Welt befallendes Übel, ein Virus, gegen das kein Kraut gewachsen schien, dieses tragikomische Scheitern eines Aufklärers hatte damals, 1967, im Kinosaal große Heiterkeit ausgelöst und uns Filmstudenten anschließend zu heißen Diskussionen veranlaßt über die politischen Anspielungen auf eine Welt in den Fängen einer blutsaugenden Elite. Das Böse war verortet. Man konnte mit dem Finger darauf zeigen und sich selbst auf der Seite des Guten sehen.

Das Böse stecke in jedem, sagen manche. Das anzuerkennen sei essentiell. Man könne das Böse nur um den Preis der Freiheit zum Verschwinden bringen. Das Böse sei der Preis menschlicher Freiheit. Daß es in Schach gehalten werden könne, sei nicht gesichert.

"Wenn Menschen, die eine gleiche Erziehung genossen haben, die gleichen Worte sprechen wie ich, die gleichen Bücher, gleiche Musik, gleiche Gemälde lieben wie ich, - wenn diese Menschen keineswegs versichert sind vor der Möglichkeit, Unmenschen zu werden, (...) woher

nehme ich die Zuversicht, dass ich davor gesichert bin“, fragte Max Frisch 1946.

Was böse ist, ist nicht ein für allemal festgelegt. Die Definition ändert sich durch Zeiten und Kulturen. Homosexualität war in Deutschland bis 1994 eine Straftat. Vergewaltigung in der Ehe blieb bis 1997 straffrei. Das Gute und das Böse sind relativ. Eindeutig wird es nur, wenn etwas nicht mehr gutzumachen ist. Mord beispielsweise.

Ethnologen, Anthropologen und Psychologen sehen das Aggressionspotential des Menschen mehrheitlich als Produkt der Evolution. Aggressives Verhalten habe dem frühen Hominiden einen Überlebensvorteil gebracht.

Im Laufe des Zivilisationprozesses begannen Gesellschaften Gewalt durch Gewaltmonopole einzudämmen. Mit nachprüfbarem Erfolg. Seit dem 15. Jahrhundert hat die Zahl der gewaltsamen Todesfälle pro Kopf der Bevölkerung abgenommen.

Doch der Firnis der Zivilisation ist dünn geblieben und seine Brüchigkeit läßt bis heute furchtbare Ausbrüche von Gewalt - und Gräueltaten zu.

Ob Gewalt biologisch bestimmt oder kulturell veranlaßt ist, darüber sind sich Wissenschaftler uneins. Eine Gruppe von Kulturwissenschaftlern behauptet, dass Menschen stets aus einer kulturellen Situation heraus handeln. Es seien die sozialen Bedingungen, die Handeln bestimmten. So führten beispielsweise ideologische Konzepte von Ungleichheit und Ungleichwertigkeit zur Legitimation menschenverachtenden Umgangs, der von Ausgrenzung bis zur Tötung reichen.

Die Frage, ob der Mensch unveränderbar des Menschen Wolf bleibe, bleibt in beiden Thesen unbeantwortet.

Ein Naturvolk auf den Philippinen führt vor, daß es ein gewaltfreies friedliches Zusammenleben geben kann. Die Mangyan mit 280 000 Angehörigen, betreiben Landwirtschaft und Handel, leben in einer egalitären, herrschaftsfreien Gesellschaft, in der Konflikte grundsätzlich gewaltfrei ausgetragen werden, und deren Normen und Wertesystem ein friedliches Miteinander belohnen.

Dieses Volk sei jedoch das einzige weltweit, das ein gewaltfreies Miteinander lebe, heißt es.

Das Böse haben die Mangyan nicht zum Verschwinden gebracht, sie haben es nicht besiegt. Sie haben es eingezäunt und im Blick und führen uns vor, wie es beim ersten Ausbruchsversuch zurück in den Käfig zu drängen ist, zeigen, wie eine Gesellschaft friedfertiger Wächter sein kann über ein nicht ausschlagbares gewalttätiges Erbe.